

*Simons, Frans: Man kann wieder Christ sein. Eine Abrechnung mit der Theologie und der »kritischen« Bibelwissenschaft. Peter Lang Verlag, Bern – Frankfurt a. M. – Las Vegas 1978. 8°, 231 S. – Paperback sFr 44,-.*

Der Haupttitel des Buches übt eine gewisse Anziehungskraft aus, die allerdings im Untertitel durch die nüchterne literarische Form einer »Abrechnung« paralysiert wird. Freilich ist auch diese Abrechnung in der Sache nicht eigentlich nüchtern gehalten, sondern stark emotionell aufgeladen. Es geht dem verdienstvollen Missionar und nachmaligen Bischof von Indore im Grunde um eine Theoretisierung seiner in einem langen Leben gewonnenen religiösen Erfahrung im Hinblick auf die gefährdete Situation von Christentum und Kirche in der gegenwärtigen Welt. Obgleich dabei faktisch eine Vielzahl von Fragen der Dogmatik und der Moral berührt werden, sind die Gedanken doch wesentlich um zwei Brennpunkte geordnet: um die Unfehlbarkeit der Kirche (in Sonderheit des Papstes), aus der angeblich die entscheidenden Dogmen erflossen sind, und um die moderne Exegese. Während aber sonst üblicherweise die Unfehlbarkeit mit den Mitteln der modernen kritischen Exegese geleugnet wird, ist der Verfasser gegenüber beiden Instanzen kritisch eingestellt. So verwirft er auch die Methode der historisch-kritischen Forschung und erstellt sein Fundament für das Wesen des Christentums vor allem auf dem biblischen Wunderglauben. Ein entscheidender Einwand gegen die kritische Bibelforschung besagt, daß die »Erklärung des späteren Glaubens der Jünger und die Ablehnung aller eigentlichen Wunder sowie

der leiblichen Auferstehung und der Hoheitsansprüche Jesu« keinen Beweis darstellt, sondern nur eine These bildet (157), die nicht aus den evangelischen Zeugnissen folgt. Wenn diese Behauptung auch der inneren Notwendigkeit des historisch kritischen Ansatzes und der hermeneutischen Fragestellung nicht gerecht wird, so scheint ihr doch insoweit ein gewisses Recht zuzukommen, als die Verbindung der Evangelien mit dem Glauben der Jünger den geschichtlichen Anspruch der Evangelienberichte nicht mindert. So vermag der Verfasser trotz seines etwas unbekümmert vorgetragenen Angriffes gegen die historisch-kritische Methode doch auf manche ihrer Implikationen hinzuweisen, die einer Nachprüfung bedürftig wären. Er vermag jedenfalls mit großem Ernst die Frage zu stellen, ob man mit den Mitteln der historisch-kritischen Methode Jesus als etwas anderes erfassen könne denn als hohe religiöse Persönlichkeit (S. 160). Seine Abrechnung bildet jedenfalls eine Herausforderung an die Bibelkritik, ihre theologische Bedeutung neu zu begründen. Mit Recht wird auch auf die mangelnde Beweiskraft der beiden Grundaxiome historisch-kritischer Forschung hingewiesen, daß nämlich Gott keine Wunder wirke und daß die Urgemeinde den Glauben an die Gottheit Jesu ohne entsprechende Ansprüche Jesu selbst hätte entwickeln können. Auch bezüglich der Auferstehung vermag der Autor in etwa das Gespür dafür zu wecken, daß eine ungeschichtliche Interpretation der Osterereignisse viel mehr Probleme aufwirft als löst. Freilich wird man hier auch entgegenfragen können, ob eine ausschließlich auf die Wunder Jesu abhebende Kriteriologie zum Ziele führt.

Voraussetzung für diesen entschiedenen Wunderglauben ist die Überzeugung von der Gottheit Jesu Christi (S. 37). So kann auch gesagt werden, daß das inhaltlich wirklich Neue in seiner Botschaft von der Herrschaft und Liebe des Vaters seine eigene Person war (S. 47), von deren Wesensgleichheit mit dem Vater alle modernen Ersatzvorstellungen (etwa die der Einwohnung Gottes im Menschen) ferngehalten werden (S. 89). Diesem Neuen korrespondiert die Wundertätigkeit, welche »die Macht Jesu und Gottes Eingriff zu seinen Gunsten offenbart« (S. 59). Mit einer Rationalität, welche über die der traditionellen Apologetik hinausgeht und welche die inneren Kriterien nicht gelten läßt (S. 61), wird der Wunderbeweis in den Vordergrund gerückt. Deshalb geht der Verfasser gegen die formgeschichtliche Methode an, die »alles wirklich Wunderbare, Übernatürliche als 'Mythe' betrachtet« (S. 63) und kritisiert die entsprechenden negativen Stellungnahmen zum Wunder bei Küng und Schillebeeckx. Aber wo es um die Frage der Fortexistenz und der Vergegenwärtigung des Christusereignisses in der Kirche geht, tritt ein erster »Knick« in die beinahe supranaturalistische Argumentation ein. Von dem anzunehmenden Glaubenswunder der Transsubstantiation heißt es, es werde ohne Grund angenommen; denn »Gott wirkt keine Wunder, schon gar nicht in solcher Fülle, ohne genügenden Grund« (S. 112). Deshalb gehören »Taufe und Eucharistie nicht zum ei-

gentlichen Wesen der Offenbarung« (S. 113). Hier nimmt das Buch eine kirchenkritische Wendung an, die sich nicht nur auf die Realpräsenz in der Eucharistie bezieht (welche durch die Wahrheit von der Allgegenwart Gottes und die Innewohnung der Dreifaltigkeit ersetzt werden soll: S. 112), sondern auch auf die Verbindlichkeit der »alten Sakramentenlehre« (S. 113) und auf die Gültigkeit der Dogmen überhaupt. Im Hinblick auf neuere Erklärungsversuche der Transsubstantiation wird eine noch entschiedeneren Haltung empfohlen, die in der Meinung zum Ausdruck kommt: »Besser wäre es, offen zu gestehen, daß Dogmen irrig sind, wenn man auch zugeben muß, daß in ihnen wichtige Elemente sind, die wahr sind« (S. 112). Über den definitiven Wahrheitsgehalt kann aber nicht das kirchliche Lehramt befinden; denn der Vollmachtsanspruch der Kirche und in Sonderheit des Papsttums trägt einen »anti-evangelischen« Charakter an sich (117). Dabei wird zwar (nicht ganz einsichtig) zwischen »höchster Macht« und »voller Macht« unterschieden, welche letztere dem Papsttum abgesprochen wird. Aber auch dies reicht für die Bestreitung des Unfehlbarkeitsanspruches, wobei allerdings nicht darüber reflektiert wird, daß dieser Anspruch tatsächlich unter einer Reihe von Bedingungen steht, die seine Ausweitung ins Ungemessene verhindern. Der in dem Buch aufscheinende Gedankensprung scheint darin gelegen, daß der Verfasser keine Vermittlung zwischen der (gegen alle kritischen Vorbehalte) unverbrüchlich geglaubten Gottheit Christi und ihrer Legitimation durch die Wunder und dem Weitergehen des Christusereignisses in der Kirche kennt. Weil dieser Hiat nicht geschlossen wird, kann auch die Bedeutung der Kirche für die Schrifterklärung nicht anerkannt werden. So kommt es, daß der Verfasser in seiner das Anliegen des Glaubens vertretenden Kritik an der Bibelforschung sich nicht der hermeneutischen Instanz der Kirche verpflichtet weiß, in seiner nachfolgenden Kritik an der Kirche aber wiederum nicht die Heilige Schrift für sich hat, die dann doch exakter ausgewertet werden müßte (vgl. u.a. die Exegese von Mt 16,16-19; Lk 22,31 f). In jedem Falle trägt im Grunde die eigene Subjektivität und der gesunde Menschenverstand die Hauptlast der Beweise. So trägt das Buch – trotz interessanter Hinweise und Anregungen – weder dem Anliegen der Wissenschaft noch dem des kirchlichen Glaubens voll Rechnung.

*Leo Scheffczyk, München*